



DIE BRUDERSCHAFT DER VERGESSENEN

MAXIM ZIESE

Niemals wird die Armee der Toten es verzeihen, wenn man ihr einziges, aber gerade darum so heiliges Vermächtnis: **Wahrt uns ein richtiges Gedenken!** dadurch herabsetzt, daß man aus ihnen heldenhafte Troubadoure im Stahlhelm und aus ihren Taten Abenteuer in der Gasmaskenmacht, gefertigt als Erbauungsstoff für spätere, friedvolle Bürgerseelen am Ofen. Diese Gefahr einer romantischen Verdünnung des Kriegserlebnisses durch die Überlieferung ist unendlich viel schwerwiegender als die einfache des nur Vergessenwerdens. Der Kampsoldat erträgt zwar die Vorstellung, daß man seiner und seiner Taten nicht mehr gedenken werde, mit resigniertem Lächeln. Unerträglich aber ist ihnen allen der Gedanke, daß man ihre Erlebnisse, die gerade in der, jedem billigen Gefühl entkleideten Sachlichkeit so phantastisch waren, in die verkleinerten Gesetze nachempfindender Romantik presst. Dagegen wehrt sich der Kampsoldat. Er will für die Nachwelt nicht zur romantischen Persönlichkeit umgefälscht werden. Denn der Große Krieg hat die Persönlichkeit erschlagen. Es gibt kaum ein Wort, dem eine Geschichtsschreibung der menschlichen Tat im Kriege feindseliger gegenüberstehen müßte als dem Wort **Held**. Weil dieses Wort Wertklassen, Unterschiede schafft, wo gerade das ohne Unterschied Gleichwertige an den Taten einer Masse dasjenige bedeutet, was sie in ihrer Namenlosigkeit so unfaßbar gewaltig macht.

Diese Ahnung hat irgend jemandem, der einst ein Exerzierreglement für die Infanterie schrieb, heimlich über der Feder geleuchtet, als er den Satz niederlegte: „Die Infanterie trägt die Hauptlast des Kampfes und bringt die größten Opfer. Dafür winkt ihr auch der höchste Ruhm.“ Dieser Instruktionssatz enthält alles, was nur gesagt werden kann. Die Infanterie (nicht der Infanterist!) trägt die Hauptlast des Kampfes und bringt die meisten Opfer. Eine Feststellung, die Kolonnen und Kolonnen von Infanterie vor die Augen der Erinnerung ruft, die alle hechbepackt auf einer schlammigen, ausgefahrenen Straße dem

donnernden Rumpeln der Kanonen entgegenziehen. Nicht mutig kampfgeschwellt, nicht lustig, nicht mürrisch, nicht widerwillig, sondern eben mit der harten Sachlichkeit von Infanteristen, die den Artikel 264 ihres Exerzierreglements im Blute haben und begriffen: Die Infanterie trägt die Hauptlast des Kampfes und bringt die größten Opfer. Punkt. Fertigmachen. Ohne Tritt — marsch!

Und wer heute ihre Gesichter noch auf alten Photographien betrachtet, der erkennt schon nach kurzem Hinsehen jenen, mit einer fast gespenstischen Gleichmäßigkeit in auch jedes Gesicht gegrabenen Zug, der Ausdruck eines Wortes war, dessen Verwendung unser bürgerlicher Sprachgebrauch heute nur sehr schwer zuläßt. Dieses Wort „Scheiße“, das in allen Armeen, die den Weltkrieg geführt haben, so gebräuchlich wurde, daß man fast in den Sätzen der dienstlichen Frontbefehle nach ihm sucht. Das war der Hochmut dieser Männer, die alles, was bisher im Leben Wert gehabt hatte, verneinten und hinter sich ließen. Und dieser sachliche Hochmut, der den Tod nicht mehr achtete und den Ruhm nicht höher schätzte als er wert ist, bewegt sich auf den letzten Höhen der Menschheit. Wenn Hunderttausende diese hochmütigste aller Philosophien, diese größte Erkenntnis des „Nichts ist wichtig“, dieses Wissen um die Weisheit des „Alles geht vorüber“ vier Jahre lang mit jedem Schritt in der Feuerzone verwirklicht haben, so kann man sich im Gedenken an diese seelische Aristokratie, die ganze Heere erfaßte und durchwob, nur ganz tief neigen vor der Größe dieser Menschlichkeit. Dies um so mehr, als die aristokratische Garde des Todes, welche wir Soldat nennen, unbewußt noch höher wuchs, als sie in weisester Selbstironie noch jene letzten, aus friedensmäßiger Ferne stammenden Krücken, die wir Grund und Vernunft nennen, mit einem halb lustigen, halb wehmütigen, aber immer heißgeliebten Unflatswort beiseitewarf.

Wer kann weiser sein als dieser Soldat, wer größer? Aber in dieser Größe liegt auch seine Tragik. Denn gerade in der unterschiedslos gleichmäßigen Verbreitung jener todverachtenden Männlichkeit auf Hunderttausende von unbekanntem Soldaten liegt der eine Grund für die geringe Einwertung dieser Eigenschaften durch die Umwelt und die Nachwelt. Heute wächst neben dem Kriegsteilnehmer eine Generation auf, welche die Bedeutung der Leistung im Kriege mit jugendlicher Unbekümmertheit an dem endgültigen Erfolge mißt, der ein Mißerfolg war. Diese Nichtachtung der soldatischen Tat im Kriege entspricht der heranwachsenden Jugend um so eher, als die eigene Bedeutung sowie die Bedeutung der eigenen Ziele und Leistungen einen Vergleich mit den Leistungen jener anderen nicht zu vertragen scheint. Wenn aber die Kriegserinnerung vor den Ohren der Jugend doch zu Worte

kommt, dann nimmt man dem einstigen Frontsoldaten die nüchterne Sachlichkeit, mit der er von seiner Teilnahme an dem größten weltgeschichtlichen Kriege spricht, besonders übel, und das Fehlen jeder eisenklirrenden Romantik, das Fehlen von allem heldenmütigen Pathos in seinem Bericht wird kurzerhand als Zeichen für die mindere Bedeutung seiner Taten genommen. So fühlt er sich von einem Wall des Mißverstehens, gewollten und ungewollten, umgeben und zieht sich zurück in den Kreis derer, die zu ihm gehören. Alle Soldaten des Großen Krieges in der ganzen Welt tragen gemeinsam an dem Los der Nichtachtung ihrer Taten. Sie ertragen das mit der inneren, hochmütigen Lässigkeit eines Mannes, der wohl weiß, wie nebensächlich es ist, davon zu reden. Sie alle wollen nicht Dank oder Bezahlung dafür, daß sie das Unglück, aber auch die Größe hatten, Weltgeschichte zu machen. Dafür dankt man nicht, läßt sich nicht bezahlen mit Gesten der Ergebenheit und der Bewunderung. Die Frontsoldaten der ganzen Welt fühlen, daß sie schon zu Lebzeiten zu einem sagenhaften Geschlecht wurden, das aber zum Heroismus einer gewissen Lächerlichkeit verdammt ist. Diese Bruderschaft der Vergessenen ist eine Gemeinschaft von jenem Hochmut, wie er nur angesichts des Todes erworben wurde. Sie ist sich ohne Aussprache und ohne Kongresse, ja selbst ohne gegenseitige Kenntnis voneinander darüber einig, daß es sich nicht schickt, von seinen kleinen Zeitgenossen Dank dafür zu verlangen, daß man Weltgeschichte gemacht hat.

FRONTSOLDAT 1917

WERNER BEUMELBURG

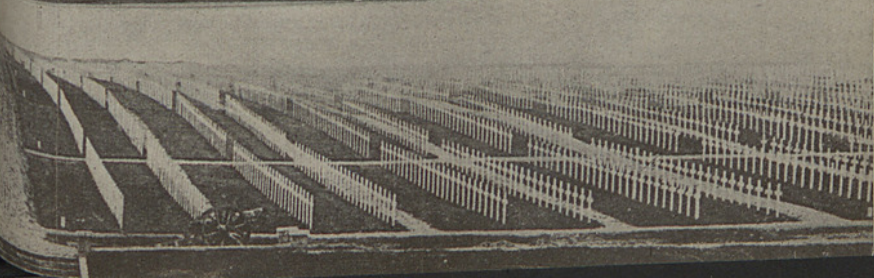
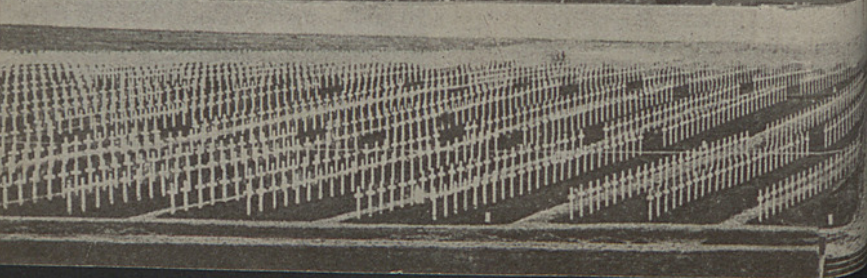
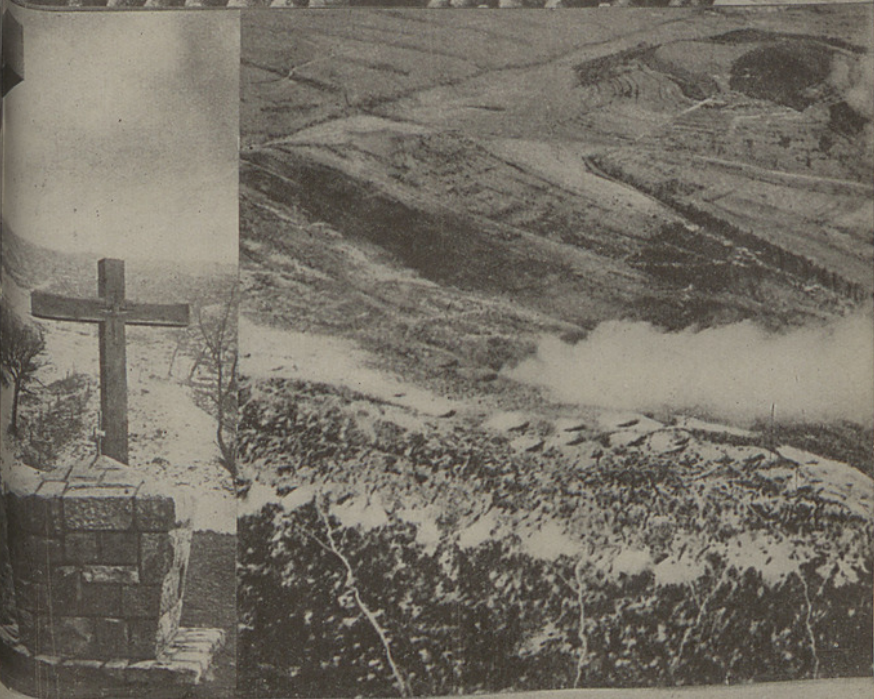
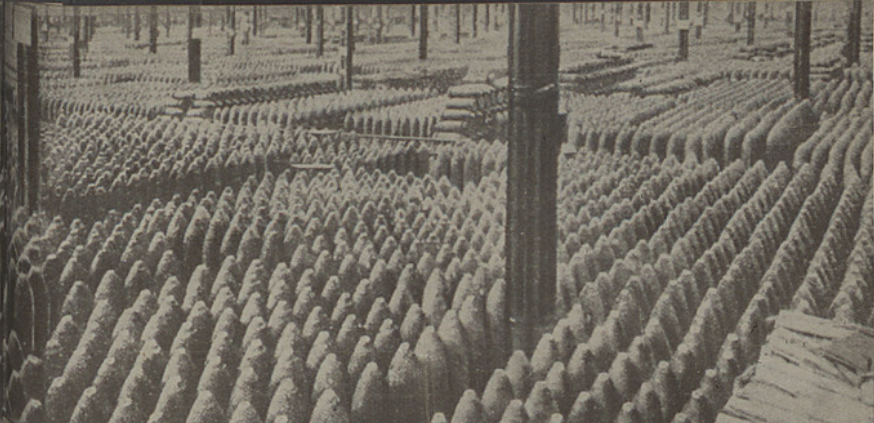
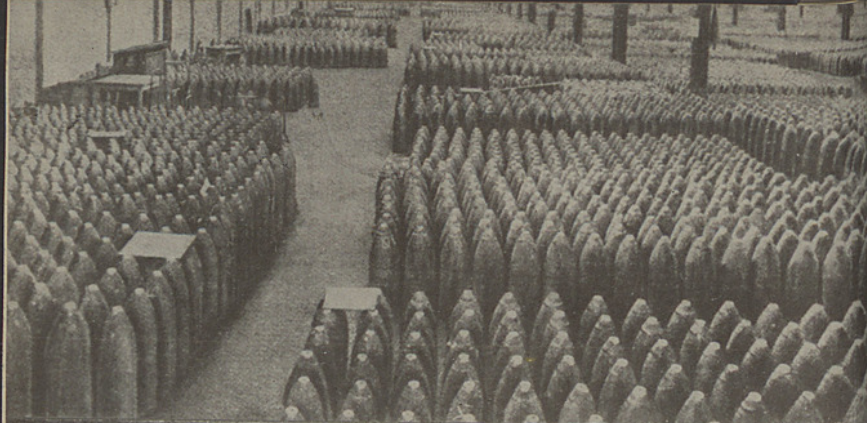
Welch ein ergreifendes Bild der Treue, der Pflicht und der unverzagten Männlichkeit! Der dritte Kriegswinter liegt hinter ihm. Die Not der Heimat ist ihm nicht fern und fremd. Er spürt sie in jeder Faser seines Wesens, er liest sie aus jedem Brief, er steht an jedem Urlaubstag mitten darin. Er hat niemanden, der ihm tragen hilft, denn es ist längst still und einsam um ihn geworden. Wie weit, wie versunken liegt die Vergangenheit hinter ihm. Der erste siegreiche Vormarsch nach Frankreich hinein, die bittere Umkehr an der Marne, das Siegen und Marschieren im Osten, die Stürme auf dem Balkan, das Grauen der Materialschlachten, Italien, die harten Tage von Cambrai, der Laffaux-Ecke und auf den Maasufern. In seiner Seele liegt als ein dumpfes, nach der Tiefe ziehendes Gewicht die Last von Verdun, der Somme und Flandern. Niemand kann ihm diese Last abnehmen außer dem Tod, der täglich neben ihm steht, der treueste Begleiter durch alle Jahre.

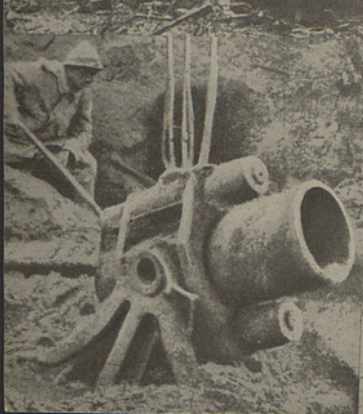
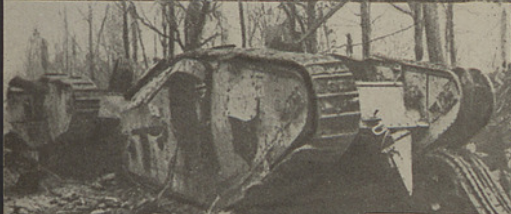
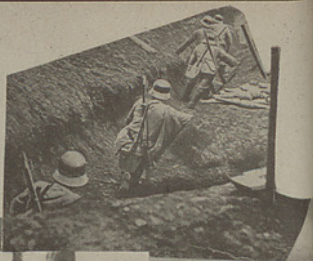
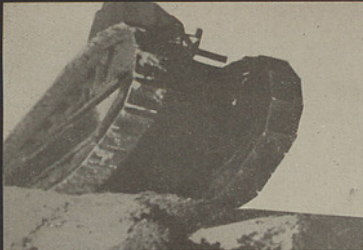
Wo sind die Kameraden von damals? Alle dahin — überall Gräber, in den Karpathen, am Isonzo, in den mazedonischen Bergen, an der Düna, in der Ukraine, am Euphrat und Tigris, in der Wüste bei Jerusalem, in Finnland, in Flandern, auf der Loretto-Höhe, in der Champagne, an der Aisne, vor dem Douaumont, am Hartmannsweilerkopf. Überall Kreuze aus hellem Holz. Einsam und still ist er geworden. Viele von den Neuen, die kommen, sind ihm Menschen aus einer anderen Welt. Sie haben andere Gedanken, andere Empfindungen. Was ihm heilig ist, verspotten sie. Die Selbstverständlichkeit seiner Hingabe nennen sie Stumpsinn und Dummheit. Sie predigen von neuen Idealen und versuchen ihm klarzumachen, daß alles, wofür seine Kameraden gestorben sind, Irrtum und Schwindel sei. Das neue Element macht sich immer breiter und übernimmt die Führung.

Die Alten ziehen sich in sich selbst zurück und verstummen. Die Vergangenheit ist in ihnen wie ein dunkler Schleier, durch den sie nicht mehr hindurchsehen können. Welch eine Welt trennt sie von den Neuen. Wo sind die alten Kompagnieführer, jene unverzagten, derben, mit ihren Leuten auf Tod und Hölle verbundenen Felstürme des Schlachtfeldes? Alle dahin. Hier und da ist vielleicht noch einer. Er spricht kaum. Sein Gesicht ist alt, die Lippen sind zusammengekniffen, als wollten sie wohl sprechen, unterdrückten aber das Wort. Orden trägt er genug am zersplissenen Rock. Aber was kümmert es ihn noch. Auch diese kleinen Kreuze und Sterne haben den allgemeinen Entwertungsprozeß mitgemacht. Wer sieht es dem Ding noch an, wie es verdient wurde? Auch das ist zurückgesunken in die Stille, im Innern und in die Einsamkeit.

Nur wenn sich zwei dieser Art einmal treffen und einander am Gesicht, an der Haltung, an gemeinsamen Anschauungen oder irgendeinem hingeworfenen Wort der Erinnerung erkennen, dann erwacht mitten in der Fremde dieser neuen Menschen das gemeinsame Schicksal und äußert sich in einer stummen, unbeholfenen und verlegenen Gebärde. Es ist wie eine Entschuldigung voreinander, daß man noch da ist und nicht bei den vielen andern in der Tiefe. Dann trennen sie sich wieder, denn der Krieg ruft diesen hierhin und jenen dorthin. Sie machen gar keine großen Umstände, und jede Sentimentalität ist ihnen fremd. Obwohl sie wissen, daß die Aussichten eines nochmaligen Wiedersehens fast gleich Null sind, begnügen sie sich mit einem Händedruck, als gingen sie für ein paar Stunden zu irgendeinem friedlichen Geschäft oder zum Stammtisch auseinander. Im geheimen aber hört jeder die Frage — wer ist an der Reihe? Ob es der eine noch vom andern erfährt, oder ob es den andern auch schon hat, wenn die Nachricht vom einen kommt?







entscheidende Kampf liegt. Der Feuerüberfall draußen ist verklungen. Die Grabenposten lösen einander ab. Einige Fußstapfen, halblaute Worte, ein Gruß, Davongehen — und dann ist Stille.

AN EINEN ZUSCHAUER

HANS MEISSNER

II.

Verehrter Zuschauer! In unseren Betrachtungen sind wir einig geworden, daß gerade heutzutage die Pflege des ernstesten Dramas notwendig ist. Müssen aber, mahnen Sie, die Erlebnisse des Alltags in der suggestiven Verdichtung des Bühnenwerks nochmals gesteigert durchkämpft werden? Von den Klassikern bis zu Hauptmann, den Sie noch gelten lassen, gibt es genügend Werke, die ohne Bindung an die Gegenwart allgemein menschliche Probleme behandeln: die von ihnen ausgehende Erschütterung erhebt über die Zeit! Die Frage aber drängt sich auf: was nützt ein Gleichnis, das nicht aus der Bedrängnis führen kann? Eine Ewigkeitsdichtung wie „Romeo und Julia“, die Hymne der Liebe, was kann sie in dem Augenblick helfen, wo die wirtschaftliche Grundlage, die gesellschaftliche Struktur, die geistige Haltung unseres Volkes bedroht ist und neuer Gestaltung bedarf? Wer hungert, wer nicht weiß, womit er sich kleiden und wo er wohnen kann, er bedarf gewiß zuerst der Sicherung der nackten Existenz. Darüber hinaus aber muß er einen Platz in der Welt wieder finden, eine Anschauung, die ihn mit der Gesamtheit verbindet. Nicht nur er allein muß darum kämpfen, die in der Arbeit stehenden Volksgenossen müssen sich um seinet- und ihretwillen sorgen, wie er in Gesellschaft, Volk und Staat eingeordnet werden kann.

Von den Werken mit Ewigkeitswert sind nur jene wirksam, die auf die aktuellen Konflikte angewandt werden können. In Zeiten der Staatskrise sind „Götz“, „Wallenstein“ und „Der Prinz von Homburg“ wichtiger als „Clavigo“ oder „Die Braut von Messina“; bei Arbeitslosigkeit und Gesellschafterserschütterung gelten „Dantons Tod“ und „Die Weber“ mehr als „Leonce und Lena“ oder „Die versunkene Glocke“. Wenn aber die Auswahl der klassischen Werke einzig und allein abhängig ist von ihrer Beziehung zur Gegenwart, wäre es nicht geradezu töricht, diese unsere eigene Zeit von der Bühne zu verbannen? Würden wir dadurch nicht auf jede künstlerische Anschauung der Lebensinhalte und Formen, der Wirklichkeit und des Handelns verzichten? Wer für die Gesamtheit wirken will und Leistungen von ihr beansprucht, wer also aktiv in der Gesellschaft, im Volk, im Staat zu leben trachtet, der muß der Epoche und ihren

Erscheinungen rückhaltlos und unvoreingenommen ins Gesicht sehen können. Wer davor zurückschreckt, ist seiner Zeit nicht gewachsen, er ist nur ein passives Glied innerhalb der Gesamtheit und wird bewegt (in der Richtung des geringsten Widerstandes), statt Antrieb zu sein. Er verschwindet in der gesichtslosen Menge, die das Recht auch nur zur Klage verwirkt hat.

Von der Verpflichtung, die Probleme der Zeit zu bewältigen, entbindet auch die Hoffnung auf die Wiederkunft einer glücklicheren Epoche nicht. Durch die sklavische Nachbildung von Formen früherer Tage wird die Vergangenheit nicht wiedergewonnen. Niemals kann die Nachahmung alter Formen den verlorenen Inhalt erschaffen. Der Klassizismus hat die Klassik nicht wiedergeboren. Leere Attrappen geben nur das gespenstige Bild vergangener Zeiten. Für den tätigen, wirkenden, handelnden Menschen, der an seiner Stelle Verantwortung nicht nur für sein eigenes Schicksal, sondern innerhalb der Gesamtheit zu tragen bereit ist, muß die Bühne stets den Lebensraum auch in den Formen der Gegenwart darstellen. Dem schaffenden Leben zu dienen, ist das oberste Gesetz der künstlerischen Äußerung.

III.

Sollen auch unbekannte Werke auf der Bühne erprobt werden? Wenn man die Verpflichtung des Theaters zur Darstellung der Gegenwart anerkennt, beantwortet sich die Frage von selbst. Wie soll der Dichter die Entscheidung der Besucher erfahren, wenn seine Werke nicht gespielt werden? Woher soll der Zuschauer zu urteilen vermögen, wenn ihn die Bühne durch die Beschränkung auf das Bequeme, Althergebrachte sorgfältig vor jeder Berührung mit dem neuzeitlichen Schaffen bewahrt? Eine solche Führung durch das Theater täuscht den Hörer über die Zeit. Sie weicht ihrer wichtigsten Aufgabe aus: die Besucher mit den Werken bekanntzumachen, die sich um Lösung ihrer Konflikte mühen. Damit vergeht sie sich nicht nur gegen die Dichtung, sondern vornehmlich gegen den Zuschauer. „Wo Religion und Gesetze es unter ihrer Würde achten, Menschenempfindungen zu begleiten, ist sie für unsere Bildung noch beschäftigt. Das Glück der Gesellschaft wird ebenso sehr durch Torheit als durch Verbrechen und Laster gestört. Ich kenne nur ein Geheimnis, den Menschen vor Verschlimmerung zu bewahren und dieses ist — sein Herz gegen Schwächen zu schützen. Diese Wirkung können wir von der Schaubühne erwarten.“ (Schiller.)

Gewiß, der Zuschauer wird dann und wann auch ein Stück verdammen. Aber auch in der Verneinung bestätigt sich die eigene Art. Wer ohne Ärgernis abzulehnen vermag, ist der eignen Meinung fest und sicher.

Es wäre eine Geringschätzung des Zuschauers, ihm die Fähigkeit zur Entscheidung über Neues abzusprechen. Im Gegenteil, sein Urteil kann die Aktivität des Theaters, des Dichters und schließlich indirekt der Gesamtheit mitbestimmen. Das Kunstwerk schreibt dem Zuschauer nichts vor. Vor jedem, auch vor dem revolutionären Stück bleibt ihm die Freiheit des Entschlusses. Es ist ihm ganz und gar überlassen, welchen Ideen er zustimmt, ob er eine Nutzenanwendung für sein tägliches praktisches Leben zieht. Vor den „Webern“ zum Beispiel ist jedermann freigestellt, sich zur Parteinahme für die notleidenden Weber zu entscheiden, Anstrengungen zu machen, um die „Weber“ unserer Tage, die Darbenden und Leidenden, nicht in jene Verzweiflung zu jagen, die zum Aufstand der Ohnmächtigen und damit zu ihrem Untergange führt. Oder aber er kann dem Vorbild des alten Hilse nachstreben, der dem geltenden Gesetz folgt, unbekümmert um Drangsal und Unrecht Gott und der Obrigkeit dient, so lange, bis eine verirrte Kugel dieser Obrigkeit sein rechtschaffenes Herz trifft. Und schließlich bleibt es ihm überlassen, die Haltung Dreissigers zu billigen und sich für das Recht des Starken und der autoritären Persönlichkeit einzusetzen, abgesehen von den vielen Deutungen, die phantasievolle Zuschauer noch in diese oder jene Handlung des Werkes legen können. Jedermann aber, der vor dieser Dichtung steht, und besonders derjenige, der in der Zeit ihrer Entstehung sich ihrem Eindruck unterworfen hatte, mußte Stellung nehmen und sein eigenes Leben prüfen.

Die Erprobung eines Stückes ist übrigens nicht die Angelegenheit einer bestimmten Stadt, etwa Berlins. Die Einwohner anderer Städte proklamieren bestimmt auf allen Gebieten des Lebens eine Gleichberechtigung, wenn nicht mitunter eine Überlegenheit gegenüber dem Berliner. Es sei dem wie ihm wolle. Wer jedoch diesen verpflichtenden Anspruch erhebt, der muß bereit sein, auch auf dem Gebiet der Kunst die Berechtigung dazu zu erweisen. Auf das Theater angewandt heißt das nicht mehr und nicht weniger, als daß man von den Bühnen in der Provinz verlangt, wie es ja in den letzten Jahren auch geschehen ist, daß sie die neue Dichtung zur Darstellung bringen und zu ihrer Erprobung beitragen. Der Zuschauer, der dieses Gebot nicht anerkennt, übt sein souveränes Recht nicht aus: aktiv an der künftigen Entwicklung des deutschen Theaters mitzuwirken.

(Wird fortgesetzt)